

Giechener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Giechener Anzeiger (General-Anzeiger).



Kinderseele.

Roman von Reinhold Ortman.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

„Es war an dem Abend, wo Hermann Kuballe und ich tags darauf Hochzeit machen wollten. Elf Jahre waren wir miteinander gegangen, und immer hatte es nicht gereicht für das Häuschen und das bißchen Hausrat, was man doch zum Heiraten braucht. Nun aber hatten wir's beisammen. Und wir waren sehr froh darüber. Nicht vorher und nicht nachher in meinem Leben bin ich jemals wieder so froh gewesen wie in der Zeit. Und weil wir noch mancherlei zu bereden hatten, waren wir zur Schlummerzeit mit-sammen durchs Dorf gegangen und noch ein Stück darüber hinaus, bis wir mit einem Male an den See gekommen waren — wir wußten selber nicht wie. Da sah ich was Meines, Dunkles, das sich weit draußen auf dem Eis bewegte, und da schrie ich auch schon los: „Herr im Himmel, der junge Herr Baron! Alle guten Geister sollen ihn beschützen! Mein Bräutigam aber sagte: „Es muß ein Wunder geschehen, wenn er heiß zurückkommt. In der Mitte trägt's ihn nimmermehr.“ Und wie er das noch nicht ausgesprochen hatte, da sahen wir auch schon, wie der kleine Harro die Aerenchen in die Höhe warf. Und dann war er verschwunden. Wie verdonnert standen wir da. Aber nicht lange, denn mein Bräutigam war kein Mann, für den es ein langes Besinnen gab, wo's Zugreifen not tat. Er wußte wohl, daß nicht mehr Zeit war, ins Dorf zurückzulassen und Leitern oder Stangen zu holen. Darum lief er das steile Ufer hinunter, legte sich platt aufs Eis und schob sich mit Händen und Füßen vorwärts, immer näher nach dem schwarzen Loch hin, das ihm den Weg zeigte. Wo der Kuballe bleibt, dacht' ich, da bleib' ich auch. Und tat's ihm nach. Und gut war's, daß ich auf den Gedanken gekommen war — wenigstens für den kleinen Herrn Baron. Denn meinem Bräutigam hat's nichts nützen können, dem war's nun mal bestimmt, daß er seinen Hochzeitstag nicht erleben sollte. Das Eis trug ihn, bis er ganz nahe an das Loch herangekommen war; dann brach's auch unter ihm, und nie hab' ich begreifen können, daß es mich ausgehalten hat, obwohl ich damals freilich nur ein leichtes Ding war und dünn wie ein Jaunficken. Bis hart an den Rand der Bruchstelle war ich gekrochen, und weil ich die gräßliche Stille nicht aushalten konnte, die um mich herum war, schrie ich einmal übers andere: „Kuballe, wo bist du?“ Als wenn er mir hätte Antwort geben können aus dem tiefen, kalten See heraus! Da fing das schwarze Wasser vor mir mit einem Male an, sich zu bewegen, und es kam was zum Vorschein — ein kleiner blonder Kinderkopf. Da muß ich denn wohl gleich zugepackt und ihn zu mir heraufgezogen haben aufs Eis, während ich mich zugleich mit den Knien rückwärts schob, von dem gräßlichen Loch weg. Genau kann ich dir das

nicht erzählen, Herzenskindschen, denn ich hab' keine rechte Erinnerung behalten an das, was ich damals tat. Nur das eine werd' ich nicht vergessen bis an mein Ende — das eine, daß eine Hand und ein halber Arm her austauchten aus dem Wasser, und daß die Finger von der Hand in der Luft herumgriffen, als ob sie nach etwas suchten, woran sie sich festhalten könnten. Aber es war nichts da. Und ich konnte nicht hin bis zu ihm, denn dazwischen war alles Eis gebrochen, und ich lag so schon mit der Brust halb im Wasser. Da sanken der Arm und die Hand wieder in den See zurück. Und das war das letzte gewesen, was ich von dem lebendigen Hermann Kuballe gesehen habe.“

Margarete hatte sich längst aufgerichtet, und mit verhaltenem Atem hatte sie gehorcht, um kein Wort von der Erzählung der Alten zu verlieren. Nun wartete sie gespannt auf das, was Dielinde sagen würde. Aber die Kleine hatte die Geschichte von Hermann Kuballes Selbsttod wohl schon zu oft gehört, als daß der Eindruck sie noch hätte überwältigen können.

„Weißt du, Josepha,“ klang es seltsam nachdenklich durch die Stille, „weißst du, was die Mama getan hätte, wenn sie da mit dem kleinen Harro auf dem Eis gelegen hätte, als die Hand wieder im See verschwand?“

„Rein, Schächchen, wie soll ich das wissen?“

„Ich weiß es. Sie würde den kleinen Harro wieder hineingeworfen haben in das Loch. Und dann hätte sie gesagt, er wäre mit Hermann Kuballe ertrunken.“

„Bewahre dich der Himmel vor sündigen Gedanken, Kind! — Soll ich dir jetzt auch noch das Ende von der Geschichte erzählen?“

„Ach, das kenn' ich schon. Du bist mit meinem Papa über das Eis zurückgekrochen, und sie haben ihn hier im Schloß wieder zum Leben gebracht. Und dann hat der Papa von meinem Papa gesagt, du solltest bis an dein Lebensende zu seinem Hause gehören — und darum hat dich die Mama nicht fortschicken dürfen wie alle die anderen, die noch von früher her hier waren — und der Papa hat gesagt, wenn du fort solltest, dann ginge er auch fort — und mich würde er mitnehmen. Und ich bete so oft, daß er es doch tun möchte. Aber er tut es nicht. Jetzt weiß ich ganz gewiß, daß er es nie — niemals tun wird.“

„In der Schrift steht, daß Mann und Weib zusammengehören. Davon verstehst du aber noch nichts, Dita. — Und nun wollen wir beten.“

Margarete trat auf die Schwelle der Verbindungstür. „Gute Nacht, Josepha!“ wandte sie sich an die Alte, die eben im Begriff war, das Zimmer zu verlassen. „Wollen wir einander nicht die Hand geben, da wir doch fortan eins sein wollen in unserer Liebe zu Dita?“

Die Alte, die bei der unerwarteten Anrede ihre finsternste Miene aufgesetzt hatte, kam zögernd und mit sichtlichem inneren Widerstreben der Aufforderung nach. Schlaff und ohne Druck lag ihre harte, runzelige Hand in den Händen der Erzieherin. „Ich bin nur eine unwissende Magd, und Sie

sind ein Fräulein, das auf Schulen studiert hat. Ich meine, es will sich wenig schiden, daß Sie so zu mir reden.“

„Lassen Sie die Schicksalsfrage getrost meine Sorge sein, Josepha! Jedenfalls ist es an diesem ersten Abend mein innigster Wunsch, daß ich dem Kinde nach und nach werden könnte, was Sie ihm gewesen sind — und was Sie ihm bleiben sollen, solange ich unter dem Dach dieses Hauses lebe.“

Die scharfen grauen Augen der Alten ruhten ein paar Sekunden lang auf ihrem Gesicht. Dann war es Margarete, als ob sie einen leisen Druck der schwielen Finger verspürt hätte, ehe sie sich aus den ihrigen zogen. „Gute Nacht, Fräulein! Ich bin eine alte Person. Nehmen Sie's nicht für ungut, wenn ich die Menschen erst näher kennen muß, bevor ich alles glaube, was sie sagen.“

Undeutlich und halb schon im Entschlummern hatte Dietlinde das „Gute Nacht!“ der Gouvernante erwidert. Nun ging Margarete in ihr Zimmer zurück, um sich rasch zu entkleiden und ins Bett zu schlüpfen. Für die Dauer einiger Minuten noch beschäftigte die Erinnerung an die Erlebnisse des heutigen Tages ihren Geist; dann begann die Müdigkeit ihre Gedanken zu verwirren, und wie unter dem sanften Druck einer weichen Hand schlossen sich ihre Lider.

Aber es war kein fester und erquickender Schlummer, der sie in eine friedvolle Welt glücklichen Vergessens entführte. Wirre, schreckhafte Träume beängstigten ihre Seele und jagten sie durch eine unendliche Reihe peinlicher Geschehnisse.

Plötzlich — sie ahnte nicht, ob seit ihrem Entschlummern Minuten oder Stunden verfloßen sein mochten — fuhr sie in jähem Entsetzen empor. Sie glaubte die bröhnende Stimme des Barons gehört zu haben und dann einen schrillen Aufschrei aus weiblicher Kehle, einen Schrei der Leidenschaft oder der Todesangst — fast unmittelbar gefolgt von dem dumpfen Aufschlagen eines schwer niederstürzenden oder zu Boden geworfenen Körpers.

Mit stockendem Herzschlag lauschte sie in die Dunkelheit hinaus, in der ihre Augen erst nach und nach das schwach erhellte Biered der offenen Verbindungstür zu Dietlindes Zimmer unterschieden. Sie hörte nichts mehr; aber es war ihr, als hätte sie etwas Bewegliches schattenhaft durch dieses Biered dahinhinsehen sehen.

„Dietlinde?“ fragte sie halb laut. „Bist du wach?“

Aber sie erhielt keine Antwort, auch nicht, als sie noch einmal den Namen des Kindes rief. Und es war ein so tiefes Schweigen um sie her, daß sie deutlich das leise Knarren und Röcheln der entlaubten Äste vernahm, die sich draußen unter ihrem Fenster im Nachtwinde gegeneinander rieben.

Da kam sie zu der Ueberzeugung, daß alles nur Traum und Sinnestäuschung gewesen sei, und mit einem schmerzlichen Aufseufzen ließ sie sich in die Kissen zurücksinken.

6. Kapitel.

Hell fiel das Tageslicht durch das leichte Gewebe der Tüllgardinen vor ihrem Fenster, als Margarete die Augen aufschlug. Sie war nicht von selbst erwacht, sondern der Druck von etwas Schwerem und Hartem auf ihre Schulter hatte sie geweckt.

Sie brauchte eine kleine Weile, um sich in dieser fremden Umgebung zurechtzufinden und sich zu erinnern, wem das faltige, verwitterte Frauengesicht gehörte, das sie da über sich geneigt sah.

„Stehen Sie auf, Fräulein! Der Baron wünscht, daß Sie mitkommen, wenn Dietlinde zu ihrer Mutter geführt wird.“

Margarete richtete sich auf. „Jawohl! — Gewiß! — Wie ist es nur möglich, Josepha, daß ich so lange geschlafen habe? — Die Baronin wird sicherlich ungehalten sein, wenn sie genötigt ist, auf mich zu warten.“

Ohne daß ein Zug in ihrem harten Gesicht sich verändert hätte, schüttelte die Alte den Kopf. „Nein, Fräulein, davor brauchen Sie sich nicht mehr zu ängstigen. Der Frau Baronin ist jetzt alles gleich. Die ist in einer besseren Welt.“

Mit beiden Händen umkrampfte Margarete den Arm der Dienerin. „Josepha!“ stöhnte sie. „Was ist das? Was haben Sie gesagt? Die Baronin ist —“

„Still! — Dita schläft noch. Und die muß es wohl auf andere Art erfahren.“

„Barmherziger Gott! Es soll also Wahrheit sein? Frau v. Bardeleben ist tot?“

„Ja. Gegen zwei Uhr morgens ist sie sanft entschlafen. Briebe sei mit ihrer armen Seele.“

Das also war die Erklärung für den entsetzlichen Schrei, der sie aus dem Schlafe aufgeschreckt hatte. Aber sagte nicht Josepha, die Baronin sei sanft entschlafen?

„Ehe Sie Dietlinde weden, erzählen Sie mir Näheres. Mein Gott, es ist wirklich nicht Neugier, daß ich danach frage.“

„Warum sollten Sie's auch nicht wissen? Um ein Uhr kam der Baron an meine Zimmertür, weil die Baronin plötzlich erkrankt wäre. Er war ganz verstört und ist selber nach Reinswaldbau geritten, um den Sanitätsrat zu holen. Aber als der ankam, war schon alles vorbei. Sie lag wie im Schlaf die ganze Zeit, während Fanni und ich an ihrem Bette saßen. Und im Schlaf ist sie auch hinübergegangen. Kaum, daß man's gemerkt hat, als sie starb.“

Noch immer hatte Margarete nicht die Kraft gefunden, sich von ihrem Lager zu erheben. In ihrem Kopfe wirbelte es, und ihr Herz klopfte so stürmisch, daß sie seine Schläge hörte wie das Ticken einer Uhr.

„Und woran —“

„Sie war schon lange herzleidend. Der Sanitätsrat sagt, er habe immer gefürchtet, daß es einmal ganz plötzlich mit ihr zu Ende gehen würde. Sie hat einen schönen Tod gehabt, Fräulein! Und uns kommt es nicht zu, ein lautes Gejammer darüber zu erheben. Wie der Herr Baron es nimmt, ist seine Sache. Daß es ihn so furchtbar packen konnte, häßt' ich freilich nimmermehr geglaubt.“

„Und Dietlinde? Das arme, unglückliche Kind! Wie soll man es ihr nur sagen?“

Aber sie wurde des weiteren Nachdenkens über diese schmerzliche Frage überhoben, denn plötzlich stand die Kleine in ihrem langen weißen Nachthemd, bleich und großäugig wie ein Wesen aus einer anderen Welt, auf der Schwelle der Verbindungstür und sagte: „Ich will aber nicht hinübergehen, Josepha! Wenn die Mama gestorben ist, will ich sie nicht mehr sehen.“

Margarete erschauerte wie unter einem Strom jählings über sie ausgegossenen kalten Wassers. Hatte dies frühere Kind von der Furchtbarkeit des Todes wirklich noch eine so unzulängliche Vorstellung, daß die unvermutete Schreckenskunde in seiner Seele keine andere Empfindung auszulösen vermochte als die des Grauens vor dem Blick einer Leiche?

Sie sprang aus dem Bett und umschlang die Kleine, um sie auf ihr Knie zu ziehen. „Dita! Liebe, geliebte Dita! Denkst du denn nicht daran, daß die Mama jetzt vielleicht von da droben auf dich herabschaut, und daß sie sehr traurig sein würde, wenn du ihre irdische Hülle nicht noch einmal küssen wolltest?“

Dietlinde schwieg. Der gespannte Ausdruck ihres wachsernen Gesichtens ließ erkennen, daß irgend etwas ihre Gedanken sehr angelegentlich beschäftigte. Dann fragte sie: „Ist Papa auch bei der Mama, Josepha?“

„Nein, Liebling. Er ist eben nach Waldenburg gefahren und kann wohl kaum vor Nachmittag zurück sein.“

„Dann will ich hinübergehen.“

Sie sagte es kurz und bestimmt. Aber noch immer war etwas so seltsam Fremdes, Unirdisches in ihrem Gesicht, daß es auch der alten Josepha nicht entgehen konnte.

„Bist du so sehr erschrocken, Herzchen?“ fragte sie das Kind, das von Margaretes Schoß herabglitt, um sich anfleiden zu lassen. „Ja, wie könnt' es denn auch anders sein! Aber jetzt mußt du zeigen, daß du meine mutige kleine Dita bist. Und den Papa mußt du jetzt noch mehr lieb haben als zuvor. Nun hat er auf der Welt ja bloß dich.“

(Fortsetzung folgt.)

Zur Geschichte der Burg und Stadt Staufenberg an der Lahn.

Von Dr. H. Berger-Wiehen.

(Fortsetzung.)

II. Stadt Staufenberg.

Die Burg Staufenberg blieb nicht lange nach ihrer Erbauung allein. Es entstand bei ihr um die Mitte des 12. Jahrhunderts unten im Tale ein Burglehen durch die Ansiedelung von Horigen, die für die Ausübung ihres Handwerks Beschäftigung und Verdienst bei dem Burgherrn fanden und sich unter dem Schutz einer neu erbauten Burg sicher fühlten. Nach Freie traten in den Dienst des Burgherrn, wurden seine Burgmannen, erhielten von ihm Burglehen, Haus und Hof. Ihre Niederlassung unten im Tale mag den Besitzer der Burg, den Grafen von Ziegen-

Hain, veranlaßt haben, daß er am Anfang des 14. Jahrhunderts dem Burgfleden Stausenberg beim Kaiser Stadtrecht erwirkte. Im Jahre 1367 wird schon urkundlich ein scultus (Schultheiß), städtischer Bürgermeister, von Stausenberg erwähnt.

Die mittelalterlichen Städte erhielten meist auch Befestigungen. Hier in Stausenberg scheint dafür der adlige Herr Friedrich von Kolshausen gesorgt zu haben, der im Jahre 1401 im Auftrag des Grafen von Ziegenhain und des Rats von Stausenberg die Errichtung einer Stadtmauer und einer Stadtporte ausführte. Hierzu bemerkt von Ritgen nach genauer Prüfung der Bauplanlage: „In der alten schönen Stadtporte auf der Südseite der Stadt erblickt man links am Eingange, 5—6 Meter vom Boden in einem Gesteine der Rinne für das früher dagesessene Falkgitter einen Helm mit Büffelhörnern und zwischen demselben zwei kreuzweise gelegte Schaufeln... Darunter liegt ein breiter Stein, der noch in die Rinne einbiegt und auf diesem ist folgende Inschrift zu lesen: inceptum fieri MCCCC per Fridericum Kolshusen“ (angefangen zu bauen durch Friedrich von Kolshausen 1401).

Das Wappenschild mit den Büffelhörnern und den zwei ins Kreuz gelegten Schaufeln führten die Herren von Kolshausen. Auch die Schabene mögen bei Errichtung des Torturms mitgewirkt haben; denn unter dem Torturmal findet sich das Schabensche Wappen: Schabeisen mit zwei roten Griffen und goldenen Ringen. Heute dient der Turm der Stadtporte als Glockenturm.

Von der alten Stadtmauer lassen sich links vor dem Eingang in die Stadtporte noch Reste erkennen. Da, wo man nach den Steinbrüchen geht, unweit des Friedhofes, standen weitere Tore. Man unterschied das obere und untere Tor. Fortwährend begegnen wir in den Stausenberger Stadtrechnungen, namentlich in den Jahren von 1590 bis 1667 Ausgabeposten für Unterhaltung der Stadtmauer. 1665: „Dieses Jahr sein zwei neue Pfeiler an die Stadtmauer im Puhlgarten kommen. Dem Mauerer geben 4½ Taler.“ — Die Mauerer am unteren Tor verthun 35 alb. 1667: Osterdienstag die Mauerarbeit verdingt wegen eines Stückes eingefallener Mauer am Obertor. Es werden gestellt 8 Mann aus der Bürgerschaft zu Gezellen. Zu Lohn erhielt der Mauerer 40 Taler.“ — Das Wappen der Stadt Stausenberg ist eine in silbernen Felde gezinnte Mauer mit gezinntem Turm. Ueber dem Turm befindet sich ein quer geteilter Schild, dessen obere Hälfte schwarz mit goldenen sechsseitigen Sternchen, die untere Hälfte golden ist. Der Turm war das gewöhnliche Wappenzeichen einer Stadt; die Sterne im Wappen deuten auf die Grafschaft Ziegenhain.

In Erbschaftsangelegenheiten galt für Stausenberg ein besonderer „Stadtbrauch“, der schon 1572 festgelegt wurde. Auch sonst hatte Stausenberg besondere Rechte und Gewohnheiten, wie unter anderem eine besondere Münzordnung, nach der der Gulden 52 Kreuzer statt 60 Kreuzer hatte. Rechte und Gewohnheiten werden der Stadt Stausenberg beim Uebergang an einen neuen Stadtherrn bestätigt. Die älteste Bestätigungsurkunde aus dem Jahre 1450, die sich noch im Original im Stausenberger Archiv befindet, ist ausgestellt von Ludwig I., dem Friedfertigen, beim Uebergang der Stadt von Ziegenhain an Hessen. Sie lautet: „Wir Ludwig von Gottes Gnaden Landgraf zu Hessen bekennen vor uns und unsern Erben und nachkommenden Fürsten des Landes zu Hessen öffentlich in diesem Brief vor allen Leuten: Als der Edle Herr Johann Graf zu Ziegenhain und zu Nidda unser lieber Neve Kesse, heute wohl Bruder seliger Von Todes wegen also abgegangen ist, und keine Leibes Erben hinter Ihme gelassen hat, davon dann die Herrschaften und Grafschaften, zu Ziegenhain und Nidda mit Schloßern, Städten und allen Ihren zu behörungen off vns und unsrer Erben... gekommen und gefallen und wir damit bes begabet seyn. Darauf jekunde Bürgermeister, rath und ganze gemeind zu Stausenberg unser Lieben getrewen und... eine rechte erb vuldigung gethan haben, als so haben Wir nun solchen Ihren guebten willen angesehen und wollen Wir... dieselben Bürgermeister, Rath und ganze gemeind zu Stausenberg und Ihre Nach kommen bleiben bey allen Ihren Freyheiten, gewohnheiten und rechten, die sie dann von der Herrschaft zu Ziegenhain von alters gehabt und herbracht haben, und Ihne die nicht zerbrechen, undt allswann unsrer Neven von Ziegenhain selig zu Zeiten über das ander oder zwelte Jahr von Beede vff eglliche Ihre Schloßer und Städte gesebet und sie damit beschwehret haben, solcher Beede haben Wir... unsere Burger zu Stausenberg undt Ihre nach kommen gefreyet... Alles sonder geschribt undt argliff. Deß zur Urkunde haben wir wapp und Insegel hieran thun lassen. Geben zu Marburg vff den Montag nach dem Sonntag vocem iucunditatis (9. Mai). Anno Dom. millesimo quadingentesimo quinquagesimo.“ (1450.) [Nach einer späteren Abschrift vom Original auf Pergament.]

In gleicher Weise werden den Bürgern von Stausenberg ihre Freyheiten, Gewohnheiten, Rechte und Befreyung von der allgemeinen Beede (Steuer) durch Landgrafen Ludwig V. von Hessen-Darmstadt bestätigt laut Urkunde vom 5. Februar 1605, gegeben zu Gießen, nachdem Bürger und Rat, beim Uebergang beim Tode Ludwigs IV., des „Älteren“ von Marburg, dem neuen Landesherren geschuldt hatten. Die Bestätigungsurkunde lautet:

„Wir Ludwig, von Gottes Gnaden, Landgraf von Hessen, Graf zu Katzenellenbogen, Diez, Ziegenhain und Nidda, bekennen vor uns und unsern Erben, Fürsten zu Hessen, öffentlich in diesem Brief, demnach uns unsere Untertanen, Bürgermeister, Rath undt ganz gemeindt zu Stausenberg nach abtlen weyl. des Hochgebohrenen Fürsten, unsrer lieben Vettters Landgrafen Ludwigen des Älteren (Älteren) Erb vuldigung gethan und darneben eglliche unterschiedliche besiegelte Briefe vorgezeigt, darinnen sie... bey Ihren Freyheiten, gewohnheiten und rechten bleiben zu lassen, undt vmb ebenmäßige gnädige Bewilligung gebeten... Als haben wir Ihne crafft dieses Briefs... lassen bleiben bey allen Ihren Freyheiten... die sie dann von der Herrschaft zu Ziegenhain von alters undt darnach von unsern Vor Ältern, Fürsten zu Hessen herbracht haben... als dann hochgedachte unsrer Voreltern von der Beede sie beirehet, So wollen wir und unsrer Erben Sie damit auch nicht beschwehren.“ (L. S.)

1680 erhält Stausenberg durch die Landgräfin Elisabeth Dorothea von Hessen (als Regentin für ihren unmündigen Sohn Ernst Ludwig) das Recht, drei Märkte alljährlich halten zu dürfen, und zwar: Mittwoch nach dem 1. Sonntag Trinitatis (Sonntag nach Pfingsten), Mittwoch nach dem 13. Sonntag nach Trinitatis (etwa September) und am Martini (11. November). Ueber die Eröffnung des Marktes berichtet das Protokollbuch der Stadt Stausenberg (1661—1714): „Anno 1680 ist auf hochfürstlicher gnädigster Einwilligung der erste Markt zu Stausenberg introduciert und aufgeführt worden von dem Edlen vndt Großachtbaren Herrn Joh. Veit. Solismann, fürstlich-hess. darmst. wohlbestellten Schultheißen zu Stausenberg undt hatt die aufführung mit der Bürgerchaft durch öffentliches Tromm- u. Pfeiffenspiel gethan. Herr Joh. Dan. Schwahn, Hauptmann über den ausschuß (heute Landwehr) u. Wart. schreiber zu Allendorf, welchem ein Reichsthaler zum recompense gegeben worden.“ Demnach geschah die Eröffnung des Marktes recht feierlich unter Mitwirkung des Schultheißen, mit Trommel- und Pfeiffenspiel. Schwahn war eine vielseitig gebildete Persönlichkeit; er war Landwehrhauptmann, Bataillonschreiber und Bataillonsstambour. Das Eröffnungsfest barste natürlich auch nicht fehlen; denn ein Eintrag in der Rechnung von 1680 im November, also am Martinimarkt, meldet: „9 alb. für Fisch auf dem Markt, 25 alb. für etlich jedder Vieh, so auf dem Markt aufgangen, 20 alb. an Christoph Damin, daß er auf dem Markt für die Herrn gefocht.“ Das Trinken war, abweichend von der sonstigen Gewohnheit, sehr mäßig; denn es werden nur 15 alb. (1,20 Mk.) „für verschieden getränd“ verausgabt. Festessen am Markttag und Musikaufführungen, ja Aufführungen von Schwerttänzen, sind hier und da in den Urkunden angeführt; aber städtischerseits scheint nichts mehr für Vergnügen des Stadtrats auf allgemeine Kosten an Markttagen bewilligt worden zu sein, während man sich sonst für „Verehrungen“ nicht spröde zeigte.

Die Märkte damaliger Zeit waren „Krämermärkte“, auf denen die Handwerksmeister des Ortes oder der Umgegend, Schuhmacher, Spengler, Wein- und Tuchweber, ihre verfertigten Erzeugnisse feilboten, und wo man seinen Bedarf, bei demgänglichen Mangel an Verkaufsläden heutiger Zeit, für Kleidung, Küche, Haus und Hof deckte. Bekannt und berühmt waren jahrhundertlang als „Spezialitäten“ die Tuchmärkte in Schotten und Ortenberg. Der Krämer in der größeren Stadt war Kolonial-, Materialien- und Eisenwarenhändler. In Stausenberg war hauptsächlich das Weinweber- und Schuhmacherhandwerk vertreten. Eine starke Konkurrenz erwuchs den Stausenberger Schuhmachermeistern auf den Märkten durch ihre Gießener Zunftgenossen, die schlechteres Leder verarbeiteten, „gevinnt“ (mit Holznägel hergestellt) statt genähte Schuhe zum Verkauf brachten und wegen der billigen Herstellungsweise auch billigere Preise machen konnten. Darüber beschwerten sich die Stausenberger Meister und der Rat bei der höchsten Stelle der Landesregierung, bei der Regentin, richten aber mit ihrem Gesuch nichts aus; denn es wird ihnen der fürstliche Kanzleibeschreib, datiert aus Gießen am 13. Dezember 1684, daß im Namen der durchlauchtigen Fürstin Elis. Dorothea, Landgräfin, geborenen Herzogin von Sachsen, als Vormünderin und Regentin in Sachen der Beschwerde des Rates und Bürgermeisters zu Stausenberg gegen die Gießener Schuhmacherzunft für Recht erlamm sei, „daß die Gießener Schuhmacher auf den offenen Jahrmärkten zu Stausenberg gevinnte Schuhe zum Verkauf bringen dürfen“.

Der Zunftstreit zwischen Gießener und Stausenberger Meistern dauert fort. 1732 beschwerten sich Bürgermeister, Rat und sämtliche Handwerker zu Stausenberg beim Landesherren, daß sie gezwungen seien, der Gießener Zunft anzugehören. Sie richteten an ihn die Bitte, zu gestatten, daß sie eine eigene gemeine Zunft errichten. Die Gießener drohten ihnen, sie in diesem Falle nicht als zünftig anzusehen, wodurch sie gezwungen seien, das Handwerk niederzulegen. Als Grund für die Gründung einer eigenen Zunft geben die Stausenberger an, sie seien nicht imstande, das hohe Zunftgeld zu erlegen, auch könnten sie bei der Zunftzusammenkunft in Gießen „nicht in angemessener Kleidung erscheinen, wodurch sie der Verachtung ausgelegt seien“. Durch die Niederlegung des Handwerks könnten sie sich mit dem Ackerbau

nicht allein ernähren. Sie bitten, ihnen gleiche Stadt-
rechte zu bewilligen.

Nachdem die Bittsteller abgewiesen, reichen die Schuhmacher
eine besondere Eingabe ein, in der sie um Ermäßigung des
Zunftgelde bitten. Seither müsse ein jeder Schuhmacher 18 fl.
Zunftgeld entrichten. Dies sei zu hoch; man könne vom Handwerk
nicht allein leben. Obschon man dieses nur ¼ Jahr betrieb,
müsse man doch noch überdies alle Monat 3 Kreuzer Kontribution
(Steuer) zahlen. Außerdem machten sie den Zünftigen Meistern
keine Konkurrenz, da sich ihre Kunstschafft aus dem Kasselschen und
Raffau-Weilburgischen rekrutiere. Sie bitten, wie man Schneider
und Leinweber auch „um ein Billiges“ in die Zunft aufgenommen,
würde man sie um 6—8 fl. Zunftgeld aufnehmen. Welchen Erfolg
die Staufberger Meister mit dieser Eingabe gehabt, ist aus
den Urkunden nicht ersichtlich.

Neben dem Krämermarkt wurde mit der Zeit auch in Stauf-
berg ein Viehmarkt errichtet. Er wurde auf dem „Burgacker“
abgehalten. Am 22. März 1714 wird als Vergünstigung zur He-
bung des Staufberger Viehmarktes gestattet, alles Vieh, so auf
den Staufberger Markt gebracht werde, solle ein Jahr zoll-
frei gelassen werden. Von jedem Stück Vieh mußte gewöhnlich
eine Abgabe entrichtet werden; denn in den Steuer-Ercheberegistern
steht als besonderer Beitrag bei den betreffenden Steuerpflichtigen
immer „von Haußbath und Feuerzilling, von Gütern und
Reihe, vom Wachtgeld“. In einzelnen Jahren wurden in den
Verzeichnissen über 150 Stück Rindvieh gezählt. Ebenso be-
deutend war die Schweinezucht. Die Schweine wurden zur Fiedel-
und Gdermatt in die städtischen und staatlichen Waldungen ge-
trieben, wo man auch für Unterbringung des Viehes bei schlech-
tem Wetter oder als Ruheplatz besondere „Hütten“ errichtete. Wich-
tig war das städtische Amt der Kuh- und Schweinebirten, die
vor dem Rat jedes Jahr eidlich verpflichtet wurden. Sie waren
gleichzeitig Straßenwärtler, Torrschließer und hatten für die Rein-
haltung der Straßen zu sorgen. Sie waren auch Nachtwächter,
die „die Uhr anzublaffen und anzufingen“ hatten (nachts die Stunde
zu verkündigen).

In Staufenberg wenig Weiden hatte, war es oft schwer, in
knappen Jahren bei Futtermangel das Vieh durchzubringen. Des-
halb wird auch draußen viel einzeln geweidet, wobei nicht immer
die Grenze zwischen eigenem und fremdem Boden beachtet wurde.
Daher die große Zahl der wegen Feldfrevels, oft 20
im Jahre, zur Anzeige gebrachten Personen, die zur „Buße“
(Strafe) herangezogen werden mußten. Die „Bühenden“ hatten
vor dem Rat zu erscheinen, der oft Strafen bis zu 150 Mark
im Einzelfalle verhängte. Dieser Strafe entgingen auch die „Abe-
ligen“ oder ihr Verwalter nicht, wenn es den „adeligen“ Kühen
oder Pferden auf fremdem Gebiet besser schmeckte als auf dem
eigenen.

Häufig kamen auch „Bußen“ wegen Waldfrevels vor,
die ebenfalls hart waren, da im allgemeinen es nicht für Unrecht
galt, wenn man sich im städtischen Wald für seine Wagendeichsel
oder für sein Mähergerät ein Stämmchen holte. Auch die Aufsicht-
führenden über den Wald deckten manchmal den eigenen Bedarf an
Werkholz. 1710 erhielt der „Waldhüter“ 10 Taler Strafe, weil
er sich ein „Hölzchen“ gehauen. Interessant ist auch eine Bemerkung
in einem „Buhregäster“: „Item ist gestrafft worden Zwei junge
Vorjch, die die Kuhhaut genommen (soll wohl heißen, sich ver-
nähmen) und ohne der Bätter willen, in unseren walt gefahren
und ein eyghen, Stämmchen gehauen, damit sie Kirmesgeld
haben bekommen, gestrafft jeder 1 Taler.“ (Die Freveler waren
wohl aus einem benachbarten Dorfe, da in Staufenberg selbst keine
Kirmes gehalten wurde).

(Fortsetzung folgt.)

Vermischtes.

Der Juli in deutschen Sprichwörtern. Im
Juli beginnt in verschiedenen Gegenden Deutschlands die Ernte.
Während dieser Zeit und schon vorher wird von den Landleuten
allgemein gewünscht, daß eine recht starke Dize herrsche. Ein ver-
regenerter oder kühler Juli oder auch nur ein solcher, der keine
grosse Dize bringt, erscheint den Landleuten als eine Kalamität,
die schweren Schaden verursacht. Aus allen Sprichwörtern, die
auf den Juli Bezug nehmen, spricht der Wunsch auf einen recht
heißen Juli. Daß der Juli schon als Erntemonat gelten kann,
geht aus dem alten Spruch hervor: „Der Juli bringt die Sichel
für Peter und den Michel.“ Die Weinbauern und Obsthändler
sagen: „Nur in der Juliglut wird Obst und Wein die gut.“
In verschiedenen Gegenden wie in Sachsen und Thüringen heißt
es bei den Landwirten: „Im Juli muß vor Dize braten, was im
September soll geraten.“ An der Mosel und am Rhein sagen
die Winzer: „Wird der Juli trocken und heiß sein, kannst du
hoffen auf recht viel Wein.“ In der norddeutschen Tiefebene
heißt ein Spruch: „Im Juli großen Sonnenbrand ist gut für
alle Vent' und Land“ und auch: „Wenn die Hundstage heiß, warm
und klar, zeig's an ein gutes Erntejahr.“ In Bezug auf die
Hundstage wird da und dort noch der Nachsatz gebraucht: „Wer-

den Regen sie bereiten, bekommt der Landmann schlechte Zeiten.“
Ein tüchtiges Gewitter mit kurzem Regen kann aber schon einmal
kommen, denn: „Ein gutes Juligewitter ist gut für Winger und
Schmittler.“ Anders ist es, wenn im Juli eine längere Regen-
periode kommt, dann verkauft das Getreide, oder es reißt nicht
recht. Deshalb sagen die Landleute: „Langer Jastregen nimmt
fort den Erntesegen“ oder auch: „Wenn es im Juli lange regnet,
man überall giftigem Meltau begegnet.“ Fast überall bringt der
Juli für den Landwirt eine sehr anstrengende Arbeit. Auch das
kommt in den Sprichwörtern zum Ausdruck. So heißt es in einem
alten über ganz Deutschland verbreiteten Sprichwort: „Wer nicht
geht mit dem Rechen, wenn im Juli die Dreschen stehen, muß
im Winter geh'n mit dem Heuseil und rufen: Wer hat Heu feil?“
Ein anderes Sprichwort, das dasselbe besagt, heißt: „Wem im
Juli nicht die Arme fliegen, kann im Winter nicht auf der Dfen-
bank liegen.“

Die Kerze als Trinkgeld. Eine lustige Geschichte
aus der Reisezeit erzählt ein französisches Blatt. Der Vorkall er-
eignete sich vor einigen Jahren in einem der ersten Hotels in
Odessa. Damals — und das ist noch gar nicht lange her — fehlte
es in dieser russischen Stadt noch an elektrischer Beleuchtung, und
der Gast, der in einem der besten Zimmer einlogiert war, mußte
sich daher mit Kerzenbeleuchtung begnügen. Diese aber war mit
echt russischer Freigebigkeit äußerst sparsam; an einem vielarmigen
Kronleuchter erglänzten eine stöckliche Anzahl Lichter, die den
Raum in eine schöne Festigkeit tauchten. Der ermüdete Reisende,
der gleich schlafen wollte, löschte die Lichter aus, die nur wenige
Millimeter heruntergebrannt waren, und gab sich dann dem
Schlummer hin. Als er aber am anderen Morgen nach dem
Frühstück die Rechnung erhielt, bemerkte er zu seinem Entsetzen,
daß die sämtlichen Lichter, und zwar das Stück zu einem ganz
ungewöhnlich hohen Preis, auf die Rechnung gesetzt waren. Ohne
zu murren, zahlte er; dann aber ging er auf sein Zimmer zurück
und steckte sich die teuren Kerzen in die Tasche. Als er dann beim
Verlassen des Hotels den bekannnten Spießrutenlauf durch die lange
Reihe der Hotelbediensteten unternehmen mußte, zog er die Lichter
aus der Tasche, reichte sie ihnen mit würdevoller Gebärde hin und
sagte: „Greift schnell zu, denn bei dem Preise, der in diesem Lande
für Kerzen bezahlt wird, ist es ein königliches Trinkgeld, das ich
auch mit dieser Spende mache!“ Vielleicht findet dies Vorbild
auch anderwärts Nachahmung — mit Glühbirnen!

* Willis Beweise. „Willi“ sagt der Lehrer, „führe
mir drei Beweise dafür an, daß die Welt wirklich rund ist.“
„Ja wohl“, sagt Willi treuherzig, „das Buch sagt es, Sie sagen
es und Mama sagt es auch.“

* Ein Held. „Also, Herr Hauptmann, als Sie in der
letzten Schlacht waren, haben Sie da Ihr kaltes Blut behalten?“
„Gewiß, ich hatte sogar so kaltes Blut, daß mir alle Kniebe-
zitterten.“

Büchertisch.

— Wander Karten des Westerwaldes (einschl. Sie-
bengebirge, Rhein-, Lahn- und Sieglal). Verlag von Carl Georgi-
in Bonn. Preis M. 1.— für beide Karten. Von allen Wander-
freunden kann das Erscheinen dieser im Maßstabe 1 : 100 000 in
klarem, gutem Druck hergestellten Karten freudig begrüßt werden.
Es handelt sich um zwei Karten, davon eine Karte des nördlichen
Westerwaldes mit Sieg- und Rheintal und eine des südlichen
Westerwaldes mit Lahn- und Rheintal. Auch die drei Höhen-
wege „Bonner Weg“, „Kölner Weg“ und „Rheinhöhenweg“ sind
berücksichtigt.

— Jean Gilbert's Heit (Musik für Alle, Verlag M.-
stein u. Co., Berlin SW. 68, Preis 50 Pfennig). Lähze und
Lieder aus der diesjährigen Revue des Berliner Metropol-Thea-
ters „Die Reise um die Erde in vierzig Tagen“ und aus der er-
folgreicheren Operette „Autoliebchen“ sind in dem neuen Heft
der „Musik für Alle“ vereinigt. — Das Heft wird durch eine
Biographie Jean Gilbert's von Dr. Erich Urban eingeleitet und
enthält ferner Abbildungen der Hauptdarsteller (Helene Vallot,
Guido Thiesscher, Arnold Rieck, Karl Bachmann u. s.) in ihren
Rollen.

— Das Juliheft der „Stiderei-Zeitung und
Spizen-Revue“ (Verlagsanstalt Alex. Koch, Darmstadt), zeigt
eine Reihe von ornamental reichen und interessanten Volkskunst-
Stidereien aus Schaumburg, neue Häkelspizen von G. Dehn,
farbige Entwürfe von E. S. Jungnickel, Buntstidereien von E. Tan-
ger, Spizen aus Prag, Paris und Schneeberg, Spizentafelten
und anderes mehr. Vierteljährlich M. 2.50.

Logogriff.

Afrika ist meine Heimat, als Schwarzer bekämpf' ich die Weißen;
Schenke statt „r“ mir ein „e“, werd' ich ein schmacht' Getränk.
Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung des Verstedrätsels in voriger Nummer:
Erfahrung ist eine teure Schule.